

Nr. 11. Bromberg, den 15. Januar 1930.

Unter den Pehuenchen.

Eine chilenische Erzählung von Friedrich Gerstäcker.

(26. Fortsetzung.)

„Mich?“ fragte dieser erstaunt.

„Ja, er hat gehört, daß Sie dem einen Burschen die Backe so hübsch und elegant genäht haben, und will sich, glaube ich, ein Paar Hosen bei Ihnen bestellen. Sie werden Kundschaft kriegen.“

„O, Unsinn!“ rief der Doktor. „Nein, sagen Sie, Meier, hat der Kazike wirklich nach mir verlangt?“

„Gewiß; er hat eine Partie Kranke, die Sie wahrscheinlich in der Geschwindigkeit heilen sollen; kommen Sie nur, große Herren haben nie viel Geduld.“

Damit betraten sie den inneren Raum des Zeltes und sahen hier in der Tat ein sehr charakteristisches Bild, dem selbst eine gewisse Feierlichkeit nicht fehlte, denn es wurde kein lautes Wort gesprochen, und nur einzelne der Anwesenden, obgleich sie sehr zahlreich versammelt waren, unterhielten sich flüsternd miteinander.

Meier überlieferte den Doktor an Cruzado, der sich schon nach ihm umgesehen hatte, ihn auch gleich bei der Hand nahm und mit ihm zu der Stelle ging, wo Tchaluak auf ein paar weich und bequem für ihn ausgebreiteten Guanakofellen lagerte.

Reiwald sah sich indessen in dem inneren Raum des Zeltes um und bemerkte, daß an dem einen Ende, aber nicht dicht nach der Wand, sondern mehr nach der Mitte zu, sechs ziemlich große Fässer aufgestellt standen. Das eine davon, zunächst dem Kaziken, war in der Mitte angebohrt, und aus ihm sprudelte oder schoß jenes entsetzliche, gelbgrüne, trübe Getränk in einem fingerdicken Strahl heraus, während die verschiedenen Indianer sich darum herdrängten und jeder ein umfangreiches Kuhhorn unterhielt, um es füllen zu lassen.

Indessen wurde der Doktor dem Kaziken Tchaluak vorgestellt und hatte dabei in Gedanken seinen Mantel umbehalten, der die Augen des Häuptlings auf sich zog. Es war ein alter Militärmantel mit rotem Kragen und blanken Knöpfen, aber mit rotem Flanell gefüttert, und Tchaluak nickte vergnügt, als er ihn sah, er gefiel ihm. Die Unterhaltung mit dem Deutschen, obgleich er das Wort Aleman ebenfalls ziemlich wohlwollend aussprach, zeigte sich aber doch sehr schwierig, da er sich dabei eines doppelten Dolmetschers, Cruzados und Meiers, bedienen mußte. Er fragte ihn, woher er käme, ob er alle Krankheiten heilen könne und auch Zaubermittel verstünde, und während er mit ihm sprach, war er aufgestanden, befühlte und strich den roten Kragen, und prüfte die Knöpfe am Mantel, auf die er besonders sein Augenmerk hatte; warm schien er ebenfalls, es war jedenfalls in den Augen des Häuptlings ein Kabinettstück.

Dem Doktor gefiel das gar nicht; er hatte gehört, daß es im Orient Sitte sei, jemand eine Sache, über die er sich beifällig äußerte, zum Geschenk anzubieten, und der verwünschte Wilde sah genau so aus, als ob er etwas Derartiges erwartete. Den Mantel konnte er aber nicht hergeben, er wäre in den Pampas verloren gewesen, und dankte seinem Gott, als ihn der Kazike, der sich den Chicha nicht so lange entziehen wollte, endlich wieder entließ. Vorläufig war er gerettet.

Nun begann das Trinken systematisch. Es zeigte sich keine Überstürzung darin, sondern die Leute tranken dies wirklich traurige Gebräu mit einem gewissen Ernst und einer Beharrlichkeit, als ob sie irgend ein wichtiges Geschäft zu erledigen hätten. Das eine Faß wurde bis zu der Stelle, wo das Spundloch saß, in nicht viel mehr Zeit ausgetrunken, als die Chicha brauchte, um herauszulaufen. Manchmal verstopfte sich auch wohl das Loch durch irgend ein Stück Apfelschale, die sich darin festsetzte, aber die Frau beseitigte das immer rasch mit dem Finger, und als es nicht mehr laufen wollte, griffen vier Mann das Faß auf, hoben es auf ein danebenstehendes und zogen unten am Boden einen anderen Zapfen heraus, wonach es dann von neuem zu laufen begann und zuletzt trüb und dick wurde. Das schadete aber nichts, es schmeckte ihnen doch ebensogut. Wieder und wieder mußten die Deutschen ein ihnen zugebrachtes Horn bis auf die Neige leeren. Selbst der alte Chilene hatte sich dem Trinken nicht entziehen können und saß neben dem Kaziken, Cruzado an seiner Seite, um etwaige Fragen des Häuptlings nicht allein beantworten zu können, sondern diesem auch immer wieder mit Tabak auszuhelfen. Das Quantum, das Tchaluak heute schon erhalten, wurde natürlich nicht benutzt und für spätere Zeiten aufgehoben.

So mochten etwa zwei Stunden vergangen sein, es war Nachmittag geworden, und schon das zweite Faß zur Hälfte leer getrunken, ohne daß der Durst der Anwesenden abzunehmen schien.

„Doktor“, sagte da Reiwald, — „reden Sie mir von bayerischen Biertrinkern, die ihre sechzehn Maß an einem Abend vertilgen, — die könnten hierher kommen und etwas lernen. So etwas ist mir in meinem ganzen Leben noch nicht vorgekommen. Und sehen Sie nur, wie der Kerl säuft, dem Sie die Backe zugenäht haben.“

„Hol ihn der Teufel!“ brummte der Doktor. „Das sind gar keine Menschen und haben keine Menschennatur, wie hielten sie's auch sonst aus? Mein Magen ist schon wie ein Essigfaß, und diese verfluchte Aufmerksamkeit von den roten Kerlen. Alle Augenblicke ist einer mit einem Horn da.“

„Ein Gutes hat es“, meinte Reiwald, „wir werden, wenn wir je einmal wieder in die zivilisierte Welt zurückkehren sollten, — was freilich allen Anzeichen nach noch sehr problematisch ist, — nie wieder in einem Hotel über Magdeburger Medoc schimpfen oder einen Rinderbraten ungenießbar finden. Wir machen hier einen Kursus durch, der . . . Alle Wetter, was trägt der Bursche da? — Beim Himmel! Ich glaube, das ist „rote Grütze“, mein Leibessen. Ich habe gar nicht gewußt, daß sie hier Himbeeren haben.“

Der Doktor sah hinüber und bemerkte jetzt ebenfalls ein paar junge braune Burschen, von denen der eine eine ziemlich große Holzschüssel trug. In dieser lag ein roter,

geleeartiger Kuchen von runder Form, und er ging damit auf den Kaziken zu, vor welchem er ihn niedersetzte.

Es mußte eine Delikatesse sein; denn es wurden dem Häuptling zugleich eine Anzahl kleiner Rindenstücke gebracht, die augenscheinlich als Teller dienen sollten. Tchaluak nahm sein neues Messer aus dem Gürtel, würdiger konnte er es nicht einweihen (und beiläufig gesagt, hatte der Doktor schon bemerkt, daß er der einzige war, der bei diesem Chichatrinken ein Messer trug da es die anderen wahrscheinlich nicht bei sich führen durften um Unglück zu verhüten), und schnitt den Kuchen in kleine Stücke, von denen er jedes auf einen Rindenstreifen legte und durch die Kinder zu den Personen sandte, denen er eine Ehre erweisen wollte.

Das erste bekam Don Enrique, der es mit dankender Verbeugung nahm und — während ihm Cruzado einige Worte zuflüsterte, verzehrte.

„Dem Alten scheint es zu schmecken", sagte Reiwald, der ihn scharf beobachtet hatte; „es ist wahrhaftig rote Grütze. Merkwürdig, daß die Pehuenchen deren Bereitung verstehen. Das müssen sie doch sicher von den Deutschen aus Valdivia, die manchmal herüberkommen, gelernt haben. Da kommt auch etwas für uns."

Die zweite Portion war für den Doktor bestimmt, der diese Auszeichnung, — er schien selber zweifelhaft darüber, — entweder seinem Stande, oder, wie er fast fürchtete, seinem rotgefütterten Mantel verdankte. Er nahm das Gebrachte ebenfalls dankend an und holte sein kleines Taschenmesser heraus, um es zu verzehren.

„Eigentlich gehört Milch und ein Löffel dazu", meinte er, „hier aber muß man sich freilich behelfen, wie es eben geht."

„Wie es scheint, bekomme ich nichts davon", sagte Reiwald, „mir werden sie wohl ein Stück Pferdefleisch bringen."

„Was zum Teufel ist denn das?" brummte der Doktor, der ein Stück abgeschnitten und gekostet hatte. „Rote Grütze? Bah, das brennt wie Feuer auf der Zunge und muß eine Art Gelee sein."

„Wie schmeckt es denn?"

„Nicht schlecht, aber furchtbar gepfeffert."

„Na, da bekomme ich auch etwas!" nickte Reiwald, indem ein kleines Mädchen zwei solche Naturteller, einen für ihn und einen für Meier, brachte.

Meier hatte es sich überhaupt bequem gemacht und tat, als ob er da zu Hause wäre. Er lag auf einem Guanakofell behaglich ausgestreckt, und wenn ihm einer der Indianer ein Horn mit Chicha zureichte, so leerte er es, ohne eine Miene zu verziehen, bis auf den Grund und gab es dann mit einem gnädigen Kopfnicken wieder zurück, als ob das gar nicht anders sein könnte. Nur jetzt warf er über seinen Holzteller hinweg einen halb neugierigen, halb neckischen Blick nach seinen beiden Landsleuten, die mit solchem Behagen die neue Kost verzehrten; denn auch Reiwald hatte davon gekostet, und es schien ihm vortrefflich zu schmecken.

„Wenn ich nur wüßte, was das wäre", sagte er; „beißen tut es freilich niederträchtig, und ich kann gar nicht hinter den Geschmack kommen. — bekannt ist er mir aber."

„Ja, ich weiß auch nicht", meinte der Doktor, „es ist fast, — es ist fast wie . . ." Er hielt den Teller erschreckt von sich weg und betrachtete den Gegenstand genauer. — „Hören Sie Meier, wissen Sie nicht, was das ist?"

„Geronnenes Pferdeblut", sagte dieser, mit dem größten Gleichmut ein Stück davon in den Mund schiebend. Er mußte an sich halten, um nicht geradeheraus zu lachen, als er die Wirkung bemerkte, die das eine Wort auf die beiden Freunde hatte.

„Was?" schrie Reiwald, im Ton des furchtbarsten Entsetzens, „was, sagten Sie, wäre das?"

„Geronnenes Pferdeblut mit Pfeffer", wiederholte Meier lächelnd. „Nicht wahr, es schmeckt gut?"

„Herr, du meine Güte!" sagte der Doktor und zog den Mund so breit, wie er ihn bekommen konnte. Reiwald erwiderte nichts, — er hielt noch ein Stück im Munde, aber er sprang auf, warf einen stieren Blick umher und taumelte dann mehr, als er ging, dem Eingang zu. Die Indianer sahen sich erstaunt nach ihm um, aber schon ehe er das Fell erreichte, das als Tür diente, wurde ihnen klar, weshalb er das Weite suchte. Lachend wichen sie ihm aus, und der Unglückliche stürzte hinaus, die Straße entlang, bis er einen Apfelbaum erreichte. Er kam nicht wieder. Der Kazike schickte Cruzado ab, um nach dem „kranken Aleman" zu sehen, und dieser nahm Meier mit. Sie fanden ihn in dem Zelt, das ihnen zum Wohnort angewiesen war, elend und stöhnend auf den Boden hingestreckt. Wahrscheinlich machte er sich dabei kränker, als er wirklich war; aber keine Macht der Welt hätte ihn wieder auf die Füße gebracht. Sie mußten ihn liegen lassen und dem Kaziken Bericht erstatten, daß er zu elend sei, um wieder zu kommen. Diese Gelegenheit hielt der Doktor natürlich für außerordentlich passend, um sich ebenfalls davon zu machen. Sein rotes Unterfutter aber verriet ihn. Tchaluaks Blick fiel in dem Augenblick darauf als er sich rasch erhob und hinaus wollte, und er ließ ihn durch Cruzado rufen und hieß ihn neben sich setzen, — eine besondere Auszeichnung, die ihm damit widerfuhr, die er jedoch wohl kaum nach ihrer Größe zu schätzen wußte. Aber er ließ alles über sich ergehen, — er trank Chicha bis zum nächsten Morgen um zwei Uhr, verzehrte zwei oder drei Pferdefleischkotelettes, und hatte später nur eine dunkle, unbestimmte Erinnerung, daß ihn ein paar Männer, einer unter jedem Arm, in dunkler Nacht „nach Haus" geführt und auf sein Bett gelegt hatten.

18. Folgen und Wirkungen.

Am nächsten Morgen, — etwas sehr Ungewöhnliches in den Pampas, — schickte der Kazike zum Doktor und ließ ihn zu sich rufen; aber der Doktor war noch nicht zu sprechen. Er lag mit ausgestreckten Armen und Beinen auf dem Bauche, hatte sein Gesicht in die Felle hineinbegraben, und stöhnte, daß es einen Stein erbarmen konnte. Neben ihm ruhte, — wenn man ein ewiges Herumwerfen ruhen nennen konnte, — Reiwald, die Knie bis unter das Kinn heraufgezogen und sie mit beiden Händen haltend.

Meier war diesmal Gesandter und stand eine Weile kopfschüttelnd vor den beiden Unglücklichen, die hier, mitten in der Wildnis und aus dem Bereich jeder Zivilisation, nur als ein Opfer der strengen Etikette gefallen waren.

„Na," nickte er lächelnd vor sich hin, „denen ist die Chicha auch nicht übel bekommen! Jemine, die Kopfschmerzen, die der Doktor heute morgen haben wird, denn getrunken hat er gestern abend wie ein Alter, das muß ihm der Neid lassen. Es war genau so, als ob man's in einen Stiefelschaft gösse, — und den soll ich jetzt wach kriegen. Sie, Doktor, — Doktor Pfeifel!" fuhr er dann fort und schüttelte ihn, sich zu ihm niederbeugend, an der Schulter, — aber umsonst. Der Doktor rührte sich nicht, und ein eigentümliches Stöhnen, das er hören ließ, verriet allein das noch in ihm wohnende Leben.

„Meine Zuversicht!" sagte Meier, — „hat der Mensch einen Schlaf! — Unser Herr Reiwald scheint sich ja ordentlich in einen Knoten geschlagen zu haben. Ah, der macht wenigstens die Augen auf! — Guten Morgen, Herr Reiwald! Nun, wie geht's? — Ausgeschlafen?"

„O, du mein Himmel, die Leibschmerzen!" stöhnte der Gepeinigte. „Das ist, als ob es mir die Eingeweide auseinanderreißen wollte. Wie viel Uhr ist's, Meier?"

„Geschlagen hat's noch nicht," sagte dieser trocken, „und wird auch wohl nicht, aber meiner Rechnung nach muß es etwa acht Uhr sein; mein Chronometer ist stehen geblieben, und wie ich ihn neulich auseinandernehmen wollte, ging mir das eine Hinterrad daraus verloren. — Also Bauchkneipen haben Sie?"

„Ich halte es nicht mehr aus."

„Wenn wir den Doktor wach bekämen, könnte Ihnen der etwas verschreiben, und ich liefe dann gleich in die Apotheke", sagte Meier, nicht im mindesten von den Schmerzen gerührt denn es ist eine allbekannte Tatsache, daß der beste und teilnehmendste Mensch kein Mitleiden mit einem von Seekrankheit oder Katzenjammer geplagten Individuum fühlt. Reiwald war aber nicht in der Stimmung, um auf einen Scherz einzugehen; er stieß einen Fluch aus und rollte sich auf die andere Seite. Meier erneute jetzt seine Versuche, den Doktor zu wecken, aber es blieb alles vergebens, und er mußte zurück und Cruzado den Erfolg seiner Mission melden.

(Fortsetzung folgt.)

Der Schlauere.

Humoreske von Alphonse Crozière.

(Berecht. Übertragung von Ernst Levi.)

Tik tak, tik tak, tik tak . . .

Während Rita ihre flinken Finger über die Tasten der Schreibmaschine gleiten ließ, warf sie verstohlen einen Blick auf Herrn Roger. Der große, schüchterne junge Mann strich sichtlich verwirrt um sie herum. Endlich faßte er Mut und fragte verlegen: „Fräulein Rita, ich störe doch nicht? Darf ich einen Augenblick mit Ihnen reden?"

Sie hörte auf zu tippen und sah ihn seltsam an.

„Jetzt sind es schon drei Jahre", fuhr er fort, „daß wir Bureaukollegen sind. Ist es Ihnen denn nie aufgefallen, daß ich schon oft, scheinbar ohne jeden Grund, zu Ihnen gekommen bin?"

„Eigentlich nicht", meinte Rita. „Ich beachte so wenig, was um mich herum vorgeht."

Ihre großen spöttischen Augen machten ihn verwirrt. Er fing wieder an: „Wenn Sie meine Frau werden wollten, würden wir ganz gewiß sehr glücklich sein . . . Jeder von uns hat ein gutes Gehalt. Wir würden uns gemeinsam ins Bureau begeben, gemeinsam im Restaurant speisen . . ."

„Und gemeinsam am letzten zur Kasse gehen", ergänzte Rita mit erfreulicher Offenheit.

„Ganz recht, ganz recht", stammelte er.

„Schön, ich werde überlegen, Herr Roger."

Er fragte: „Sie nehmen es mir doch nicht übel, Fräulein Rita?"

„Aber nein! Eine Frage ist doch erlaubt."

Roger verbeugte sich und ging hinaus. Er dachte: „Abgeblitzt . . . Sie hat mir in einer Tonart geantwortet, die mir keine Hoffnung läßt."

Rita hingegen war in noch größerer Verlegenheit. Am vorigen Abend hatte ihr im Restaurant ihr Tischnachbar, Herr Marcel, die gleiche Frage gestellt. Natürlich war die Antwort dieselbe gewesen: „Ich will es mir überlegen."

Augenblicklich hatte sie nur noch die Qual der Wahl. Sollte sie ihre Hand dem lebhaften Marcel, einem dreisten, stets zum Scherz aufgelegten jungen Mann gewähren oder dem friedlichen Roger, der so empfindsam, vornehm und gefügig war?

Wenn sie nur das Äußere in Betracht zog, so stand keiner dem anderen nach. Übrigens war diese Frage für Rita nebensächlich.

Als die Stenotypistin gegen Mittag im Restaurant ankam, fand sie Marcel an seinem gewöhnlichen Platz. Der junge Mann, der sich die Hände rieb, fragte sie: „Nun, Fräulein Rita, haben Sie sich's überlegt?"

„Oh, wie eilig Sie es haben! Lassen Sie mir doch etwas Zeit . . ."

„So viel Sie wollen."

„Schließlich ist es keine Kleinigkeit, wenn man sich für das ganze Leben binden will."

„Seien Sie mir nicht böse."

Als sie ihm gegenüber Platz genommen hatte und in Erwartung der Suppe an ihrem Brötchen knabberte, flüsterte Marcel ihr zu: „Und dann sollen Sie auch nicht mehr arbeiten. Sie können sich ganz und gar unserm kleinen Heim widmen. Meine Stellung ist nur bescheiden, aber wir werden uns schon durchschlagen."

Die Worte, die über Ritas Zaudern den Sieg davontragen sollten, waren soeben ausgesprochen worden.

Marcel mußte der Edelmütigere sein, denn sie sollte nicht mehr arbeiten. Es kümmerte sie wenig, zu wissen, wer von den beiden wohl der Umsichtigere wäre. —

Einige Tage später war Rita entschlossen zu sprechen, als ihr der Gedanke kam, die beiden einmal auf die Probe zu stellen. Es handelte sich darum, erst Rogers und dann Marcels Herz zu prüfen.

Als sie im Bureau ankam, heuchelte sie großen Kummer.

„Welch eine Leichenbittermiene? Was ist Ihnen denn zugestoßen? Haben Sie sich vielleicht geärgert, Fräulein Rita?" fragte ihr gefälliger Kollege.

„Ich bin ganz außer mir. Stellen Sie sich vor, heute morgen, als ich aufstand, fand ich Hänschen, meinen Kanarienvogel, mit ausgebreiteten Flügeln tot im Käfig liegen . . . Mein armes, armes Hänschen! Das arme Tier hat uns mit seinem Singen so viel Freude gemacht . . ."

Roger suchte sie aufrichtig bewegt zu trösten: „Wie leid mir das tut . . . Man hängt an solch einem kleinen Wesen fast wie an einer menschlichen Seele. Ja, ja, das Leben ist oft recht rauh mit uns. Sie müssen sich einen anderen verschaffen, Fräulein Rita. Es ist das einzige Heilmittel, das man unter solchen Umständen anwenden kann."

Im Restaurant spielte Rita dem lustigen Marcel dieselbe Komödie vor. Aber hier wurde die Nachricht ganz anders aufgenommen: „Nein, so was", meinte Marcel. „Das ist allerdings bedauerlich, das gebe ich gern zu. Aber Sie brauchen sich wegen so eines Piepmatzes noch keine grauen Haare wachsen zu lassen. Man kann ihn ausstopfen. Jetzt lächeln Sie schon wieder . . ."

Rita lächelte in der Tat, aber sie dachte: „Er hat kein Herz." —

Als sie am folgenden Morgen im Bureau anlangte, stand ihr eine große Überraschung bevor. Vor ihrer Schreibmaschine fand sie einen Käfig, in dem ein ganz junger Kanarienvogel herum hüpfte.

„Man hat ihn für Sie gebracht", sagte Roger mit einem rätselhaften Lächeln.

„Nein, wie nett! Solch eine Aufmerksamkeit geht zu Herzen, Herr Roger."

„Gewiß. Dies hübsche Tierchen wird Ihnen ganz anders erscheinen als dasjenige, welches Sie bisher geliebt und verhätschelt haben, aber es soll doch willkommen sein, wenn es Ihnen über Ihren Kummer hinweg hilft."

Gerührt betrachtete sie den jungen Mann, der die Augen niederschlug. Sie dachte bei sich: „Er ist sicherlich der Edelmütigere. Er wird alles tun, was er mir nur an den Augen ablesen kann."

Und ohne jeden weitern Übergang sagte sie: „Herr Roger, Sie können Papa und Mama jeden Abend sprechen . . . Sie haben nichts dagegen, daß ich einen meiner Kollegen heirate, der mir besonders sympathisch ist."

Roger zitterte vor Erregung. Er konnte an die Einladung, die alle seine Wünsche erfüllte, kaum glauben. „Fräulein Rita", stammelte er, „Sie machen mich zum Glücklichsten aller Menschen. Da Sie es mir gestatten, werde ich noch heute abend Ihren Eltern meine Aufwartung machen. Vielen, vielen Dank!"

Von diesem Tage an sah Rita davon ab, in das Restaurant zurückzukehren, wo Marcel immer seine Mahlzeiten einnimmt. Der lustige Bursche kann und kann das nicht verstehen und wiederholt immer von neuem: „Wenn sie mich nicht wollte, hätte sie es doch gleich sagen können. Als ich sie so betrübt sah, habe ich ihr sofort einen anderen Piepmatz bringen lassen. Seit jenem Tage ist sie von der Bildfläche verschwunden. Es lohnt sich wirklich nicht, gutherzig zu sein."

Störps verkauft einen Lenbach.

Skizze von F. Kappler-München.

„Original-Lenbach umständehalber nur an Privat zu verkaufen."

Über die Wesensart dieser Umstände war sich Störps durchaus im klaren. Waren solche doch seit je die anhänglichen Begleiter seiner Künstlerlaufbahn. Trotz Fleiß und Ausdauer, trotz einer anerkannten Meisterschaft im Kopieren kam er nie auf einen grünen Zweig.

Nachdenklich überprüfte er nochmals die Anzeige, dann legte er das Zeitungsblatt beiseite und begab sich ungesäumt in den „Simplizissimus". „Kathi, du mußt mir unbedingt 3000 Mark borgen", überfiel er die weitbekannte Wirtin der Künstlerkneipe ohne große Einleitung. Frau Kobus, solcher Anzapfungen von ihren geliebten Lukasjüngern nicht ungewohnt, lehnte sein Ansinnen mit einem Schwall gröblicher Anwürfe gegen Schlawinertum und Lotterwirtschaft rundweg ab. Dann holte sie aus ihrer Stube das Geld und zählte es dem Maler hin.

In einem vierten Stock der Schellingstraße öffnete ihm eine verhärmte, abgemagerte Sechzigerin. Er mußte die Geschichte Tausender aus unseren Tagen über sich ergehen lassen, einen haarkleinen Bericht über einstigen Wohlstand der überaus begüterten Fabrikantenfrau, über das Elend der Nachkriegszeit mit gänzlichem Vermögensverlust, Veräußerung von Schmuck- und Wertgegenständen und zuletzt

bitterer Not; denn von den kargen Zuwendungen der Kleinrentnerfürsorge und gelegentlichen Liebesgaben guter Freunde könne kein Mensch leben. Nun zwinge sie des Lebens Härte, sich noch vom Letzten zu trennen, von ihrem Lenbach, weiland einem Geburtstagsgeschenk ihres Seligen.

Sie deutete auf ein mäßig großes Damenbildnis an der Wand über dem Sofa, unverkennbar von des Meisters Hand.

Ob sie schon Angebote habe, forschte Störps. „Freilich, in aller Frühe schon haben etliche Liebhaber vorgesprochen, aber auf ihr schamloses Unterbieten konnte ich nicht eingehen. Wenn ich ihn schon hergeben muß, so soll mich der Erlös doch wenigstens auf lange hinaus der drückendsten Sorgen entheben und dem Kunstwert des Bildes angemessen sein."

Störps überlegte. „Ich biete Ihnen 2750 Mark bar auf die Hand", erklärte er großartig. „Mein Wort darauf, Frau Donner, mehr schlagen Sie keinesfalls heraus!"

Die ihre geheimsten Erwartungen noch übersteigende Summe trieb Tränen der Freude in die verängstigten Augen der bekümmerten Wittib. Mit überglücklicher Geschwätzigkeit stellte sie die Empfangsbestätigung aus, indessen Störps die ovale Biedermeiertischplatte mit Scheinen besäte. Darauf schlug er seinen Kauf in Packpapier ein und entzog sich beschleunigt ihren überschwenglichen Dankesäußerungen.

Eine knappe Woche später schrillte die Flurglocke der Donnerschen Wohnung. Beim Öffnen zitterten der Frau die Knie: vor ihr stand Störps, ein wohlbekanntes Paket in braunem Packpapier unter dem Arm. „Ich muß Ihnen eine betrübliche Eröffnung machen, liebe Frau", quetschte er hierauf in der Stube heraus, „ich habe Ihr Bild von einem Kunstsachverständigen prüfen lassen, und da hat sich herausgestellt, daß es sich um eine wenn auch täuschend gelungene Fälschung handelt." Mit einem Entsetzensschrei sank die Unglückliche in die Polster eines altväterlichen Ohrenstuhles. „Ich nehme an", fuhr ihr Bedränger etwas beklommen fort, „daß Sie unter diesen Umständen unseren Handel freiwillig rückgängig machen und mir mein Geld wieder erstatten. Um Sie aber für diese furchtbare Enttäuschung zu entschädigen, lasse ich Ihnen einstweilen einen Tausender als zinsfreies Darlehen auf unbestimmte Zeit. Einverstanden?"

Sein fabelhaftes Angebot beruhigte die Bestürzte alsbald wieder einigermaßen. Sie beschwor mit heiligen Eiden ihre Ahnungslosigkeit von dem Schwindel und erschöpfte sich in Lobeserhebungen für den Edelmut des Künstlers. Störps aber stürzte spornstreichs zum „Simpl" und erstattete Frau Kobus prompt die Hälfte des gepumpten Betrages zurück. Dergleichen hatte Kathi bei ihren Schlawinern noch nicht erlebt. —

Monate waren vergangen. Der Fremdenstrom flutete mit mächtigen Wellen über die Stadt. Im Briefkasten der Witwe an der Schellingstraße fand sich unerwartet ein Schreiben vor. „Ich habe Ihnen ein etwas peinliches Geständnis zu machen, aber gleichzeitig eine angenehme Überraschung für Sie bereit. Ihr geliebter Lenbach war keine Fälschung, sondern so echt wie irgend einer. Beim Lesen Ihrer Anzeige hatte ich die Sachlage natürlich sofort durchschaut, aber ich wußte auch, daß man beim heutigen Stand des Kunstmarktes einen solchen Besitz nur weit unter seinem Wert anbringen kann. Dagegen sträubte sich von Anfang an mein Künstlerblut und nach Einblick in Ihre Notlage erst recht mein Mitgefühl für Sie. So kam ich auf einen etwas verstiegenen Gedanken: Ich setzte mich auf nicht ganz rechtmäßigem Wege in den Besitz Ihres Kleinods, fertigte in Eile eine Kopie des Bildes und unterschob diese Ihnen mit einer nicht zu vermeidenden Unwahrheit in der Absicht, Zeit zu gewinnen, um das Original in Ruhe preiswert loszuschlagen. Das ist mir nun tatsächlich gelungen, ich habe das Gemälde an einen reichen Amerikaner verkauft — um 3000 Dollar! Ich freue mich aufrichtig, Ihnen den Erlös nächsten Sonntag ins Haus bringen zu dürfen. Bei dieser Gelegenheit werden wir uns wohl auch über meinen Anspruch auf eine bescheidene Vermittlungsgebühr einigen; ich bin nämlich selbst ein armer Teufel!"

Die Abrechnung über diesen ungewöhnlichen Kunsthandel wurde zu einer für beide Teile höchst vergnüglichen Sache. Denn Frau Donner begnügte sich nicht damit, daß es für Störps mit einem kümmerlichen Trinkgeld und dem Bewußtsein einer hochherzigen Tat sein Bewenden habe. Wenn es ihm gelang, seine künstlerische Großzügigkeit energisch an die Kandare zu nehmen, so hatte er, selbst nach Tilgung seiner Verbindlichkeit bei Kathi Kobus, auf geraume Zeit kein Anrecht mehr, sich einen armen Teufel zu schelten.

„Aber das Beste an der Sache habe ich Ihnen noch gar nicht erzählt", lachte die Mäzenatin, als sie schließlich beim Gläschen vergnügt das feine Geschäft feierten. „Unterdessen hat mir nämlich ein Berliner Kunstfreund auch Ihren Lenbach, an dessen Unechtheit ich nicht glauben konnte, abgenommen, um bare 600 Mark!"

Bescheidenheit ist stumm.

Als Washington Parlamentsmitglied wurde und zum erstenmal seinen Pflichten als Vertreter des Volkes nachkommen sollte, richtete der Sprecher des Hauses bewegte Worte der Dankbarkeit an den neuen Abgeordneten, und zwar entledigte er sich seiner Aufgabe mit solcher Hingebung, daß er selbst vom Schwung seiner Worte ergriffen wurde und ihm die Tränen in die Augen stiegen.

Washington ließ mit bleichem Antlitz die Fülle des Lobes über sich ergehen. Als dann der Augenblick gekommen war, in dem er dem Sprecher für diese außerordentliche Ehrung danken sollte, da fing er an zu stottern.

Der Mann, der im Kriege unerhörte Beweise von Entschlußkraft und Kühnheit gegeben hatte, versagte, als es galt, sich für ein Lob zu bedanken. Er stammelte hilflos, fing immer wieder von vorn an, aber es ging nicht. Errötend stand er da und wußte weder aus noch ein, als der Sprecher ihn durch ein glückliches Wort aus seinen Leiden erlöste.

„Mister Washington", sagte er lächelnd, „wir alle sehen und hören ja, daß Ihre Bescheidenheit ebenso groß ist wie Ihre Tapferkeit. Und wir alle sehen und hören, daß diese Ihre Bescheidenheit meine eigene Beredsamkeit an Wert noch bei weitem übertrifft . . ." Denn wahre Bescheidenheit hat keine Worte.

Kurt Miethke.



Bunte Chronik



*** Gründung einer Affenfarm in Florida.** Der von Jahr zu Jahr stärker hervortretende Mangel an Menschenaffen zum Zwecke von psycho-biologischen Forschungen hat die Yale-Universität dazu veranlaßt, die Zucht dieser Tiere selbst in die Hand zu nehmen. Zu diesem Zweck soll in Florida, das sich mit seinem warmen ausgeglichenen Klima vorzüglich für diese Aufgabe eignet, eine große Affenfarm errichtet werden, mit deren Leitung der gegenwärtig in Afrika zu Forschungszwecken weilende Professor Robert Yerkes vom Psychologischen Institut dieser Hochschule betraut werden wird. Nach den Angaben dieses Gelehrten wird die gesamte Anlage der Farm vorgenommen werden, um diese möglichst den natürlichen Lebensbedingungen der Menschenaffen anzupassen.

*

*** Das aussterbende weiße Nashorn.** Das weiße Nashorn ist im Laufe der letzten Jahrzehnte so eifriger Verfolgung ausgesetzt gewesen, daß man mit seiner völligen Ausrottung rechnen mußte. Die südafrikanische Regierung hat daher Schritte unternommen, um die noch übrig gebliebenen Tiere in einem Wildschutzpark unterzubringen, wo sie vor Nachstellungen gesichert sind. Man nahm anfangs an, daß nur noch 50 Tiere dieser Gattung vorhanden sein würden, hat aber jetzt zur allgemeinen Überraschung festgestellt, daß die im Wildschutzpark vereinigte Herde noch 172 Köpfe zählte, eine Angabe, die von dem Regierungs-Entomologen, welcher den Feldzug gegen die Tsetse-Fliege leitet, offiziell bestätigt wird. Insgesamt sind jetzt 4000 Tiere in dem Wild-Reservat vereinigt worden, unter denen Büffel, Zebras und die verschiedenen Antilopenarten den Hauptanteil stellen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.